

Widerwort auf die »Antwort auf: Berthold Hinz, Umgang mit den Spuren, in: Die Zeit, Nr. 32, 2. August 1991, S. 47«

in: Kritische Berichte, 3/1991, von Michael Brix und Annegret Hoberg

In einem solchen Fall geht es einem wie mit Nietzsches Bettlern, denen zu geben oder nicht zu geben, man sich gleichermaßen ärgert: Man ärgert sich, zu antworten, und man ärgert sich, nicht zu antworten. Beide Ärgernisse sind vielleicht zu minimieren, indem man sich kurz faßt.

Einen Vorwurf vor allem muß ich ernst nehmen, nur »schwer verständlich« gewesen zu sein; wäre es anders gewesen, hätte doch beim »Referieren«, wo der Referentin der schwerste Lapsus passierte (indem sie die Meinung des Autors auf den Kopf stellte), und bei der anschließenden Kritik etwas zutage treten müssen, was der Autor als seine Aussage oder seine Intention hätte wiedererkennen können. Beide – Kritiker und Kritikerin – haben sich darum (?), vielleicht durch – zugegebenerweise vorhandene – Reizworte emotionalisiert, eine neue und

eigenmächtige Thematik gegeben. Auf eine Philologie von Text und Kontext muß ich verzichten; wen die Sache noch interessiert, der mag sich den Text beschaffen und selber urteilen.

Ein Skandalon aber (es wäre in der Tat eines!) muß, weil beide Kritiker darauf abfahren, als deren fixe Idee auf den Tisch – daß hier Abschied genommen worden sei davon, »Kunstwerke aus ihren historischen Bedingungen zu erklären« (Brix): An keiner Stelle des Textes ist, weder offen noch zwischen den Zeilen, von Kunst-Geschichte, der Wissenschaft und ihrer Rolle die Rede. Es ging allein um die kantischen Bedingungen für die Möglichkeit ästhetischer Wahrnehmung: Uninteressiertheit (übrigens nicht: Interesselosigkeit!) und Ausschluß von Zwecken. Und diese Bedingungen, die einst (1790), ihre historische Matrix findend, auf den Begriff gebracht wurden, scheinen heute, nach Ende der Systeme und ihrer »Metaphysik«, wiederzukehren.

Die derart säkularisierten Werke, denen damals – geradezu automatisch – sowohl ihre Wissenschaft, die Kunst-Geschichte, als auch ihr neuer Ort, das Kunst-Museum, zuwuchsen, könnten demnach heute entsprechende Konsequenzen erwarten, museal und wissenschaftlich. Es wäre wie eine Vollendung der steckengebliebenen Säkularisation, von der nicht nur die Rivalen in Rot und in Braun, sondern auch der berätselte (übrigens zu Unrecht) »lachende Dritte« (nennen wir ihn hier: documenta-Kunst) betroffen wären: nämlich ihres »hoheitlichen« Charakters, ihrer Wert-Zuständigkeit beraubt/befreit zu sein, im Guten wie im Schlimmen ausgeliefert an die zuständigen Instanzen: Kunsthandel, Sammler, Museen, Denkmalämter und endlich – die Kunst-Geschichte, die alle Register wird ziehen müssen, um dieser Aufgabe gewachsen zu sein!

Das stand alles schon, in nuce, in »Säkularisation als verwerteter Bildersturm« (in: Bildersturm – Zerstörung des Kunstwerks, hrsg. von M. Warnke, München 1973) und an anderer Stelle; doch hatte es sich der Autor damals nicht träumen lassen (wollen), daß die geschichtliche

Dynamik, die er als Triebkraft seiner Idee von der Enteignung und Aneignung gegnerischer Kulturen zu identifizieren meinte, nach 200 Jahren wieder anpochte und bewies, daß sie sich, selbst durch ihre Parteigänger, falls diese denn noch diesen Titel behaupten, nicht stilllegen läßt.

Berthold Hinz

P.S.:

Erst nach Abschluß meines »Widerwortes« sehe ich das »Editorial« desselben Heftes in eben dieser Sache tätig geworden und – auf demselben Holzweg gelandet zu sein. Die Sache liegt nun anders, denn es zeigt sich, daß ich mit meiner ursprünglichen Auffassung, es mit Leserbriefen zu tun zu haben, im Irrtum war. Die Redaktion war (über die »Leserbrief«-Redakteurin hinaus) redaktionell tätig geworden. Im »Editorial« ist der anstößige Text mehrfach, und zwar häufiger als diejenigen, die im Heft selbst folgen, genannt und mit einigen von diesen wertend verglichen, als läge er selbst anschließend zum Vergleich vor. Das ist aber nicht der Fall. Neben die redaktionelle Anmaßung, gleichsam ex cathedra Zensuren zu erteilen, tritt erschwerend das Versagen vor der fälligen Informationspflicht, die jeder Zeitschriften-Redaktion obliegt.

Als ob das nicht der Inkompetenz genug wäre, wird mit völlig aus der Luft gegriffenen Statements draufgesattelt, die nun doch wörtlich zitiert werden müssen: »Unter diesem Gesichtspunkt [des »eindrucksvollen« Beitrags von Hütt, erg. B. H.] von einem Antagonismus zwischen NS- und DDR-Kunst zu sprechen, wie Hinz es in seinem Artikel tut, ist deshalb sicher so nicht haltbar ...« (S. 4); – das hat er nun wirklich nicht! Nicht *ein* Wort fiel zur Sache DDR-Kunst/NS-Kunst, weder zu etwaiger Ähnlichkeit noch etwaigem Antagonismus. Es war ausschließlich von der Gleichartigkeit ihrer kunstkritischen Behandlung nach Ende der betreffenden Staaten die Rede: der *kritische* Ansatzpunkt des Autors. Im übrigen spreche ich ausschließlich von, wenn man sie so nennen will, den Staatssubjekten Faschismus/Sozialismus und

deren *erklärter* Feindschaft, die jedoch, gewissermaßen aus der Vogelperspektive, infragegestellt wird: »... scheint der untergehende staatliche Sozialismus post eventum *selbst* die alte, oft haarsträubend simplifizierende These zu rektifizieren, mit seinem Todfeind in zwillingshafter, symbiotischer Genealogie vereint zu sein«.

Im letzten Satz des »Editorial« wird sogar »eine These von Hinz« aufgetischt (»Daß schließlich auch die NS-Vergangenheit noch nicht bewältigt sei – auch dies eine These von Hinz ...«), wobei dem/der dieses formulierenden Redakteur/in durch listige Fügung der Vernunft die Syntax (oder der Grips?) abhanden kam, so daß er/sie das Gegenteil von dem mutmaßlich Gemeinten zu Papier brachte. Redakteur/in mag durch vertiefte Exegese selbst herausfinden, ob Satz, ob Meinung oder vielleicht beides danebenliegt.

Ob redaktionelle Inkompetenz oder redaktionelle Meinungspolitik schwerer wiegen, sei dahingestellt. Sich zugleich aber Offenheit und Diskussionsbereitschaft umzuhängen (»Das Bestreben der ›Kritischen Berichte‹ als eine der ganz wenigen kunsthistorischen Zeitschriften ..., sich zu öffnen, Diskussionen einzuleiten und voneinander zu profitieren [sic!] ...«, S. 3), war man bisher aus anderen Kreisen gewöhnt.